

# INTEGRATIVE THERAPIE

ZEITSCHRIFT FÜR VERGLEICHENDE PSYCHOTHERAPIE UND METHODENINTEGRATION

## REDEN ÜBER DEN SEX

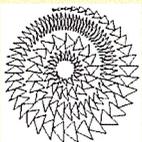
### **Psychotherapie als Spannungsfeld von Freier Rede und Tabuierung**

**Hans Waldemar Schuch**, Auflösungserscheinungen  
und Normalisierungseinpfl egungen - Reden über den Sex

**Tadeja Lackner-Naberžnik**, Sexuelle Rollenbilder im  
Märchen - gezeigt am Beispiel des Rotkäppchenmotivs

**Michael Stiels-Glenn**, „Im Stich gelassen“ - Besonderheiten  
in der Therapie pädophiler Männer

Buchbesprechungen



## Buchbesprechungen

### **Brigitte Schigl (2012): Psychotherapie und Gender. Konzepte. Forschung. Praxis. Welche Rolle spielt die Geschlechtszugehörigkeit im therapeutischen Prozess?**

Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften, Springer, 215 Seiten

„Alle Aussagen über Gender sind Aussagen über uns selbst“ (S. 177).

Geschlechterdifferenz, die gesellschaftliche Konstruktion von Weiblichkeit und Männlichkeit, ihre Komplementarität und Asymmetrie, durchdringt und bestimmt die individuelle Ebene von Wahrnehmen, Fühlen, Denken und Handeln, die sozialen Erfahrungen und globalen Strukturen und die Symbolik unserer Kultur. Als strukturierende Kategorie im Lebensalltag ist sie ständig präsent und wird in sämtlichen Interaktionen und Dialogen immer wieder neu reproduziert. Trotz vieler Lippenbekenntnisse sind wesentliche Segregationsindizes (zu Gesundheit, Berufstätigkeit etc.) in den letzten Jahrzehnten in vielen Bereichen konstant geblieben (vgl. *Rommelspacher* 2002). Auch der therapeutische und beraterische Raum ist „kein extraterritorialer, in dem nach objektiven Regeln diagnostiziert und interveniert wird. Vielmehr ist auch er Ausdruck eines bestimmten kulturellen Normgefüges“ (*Rommelspacher & Wachendorfer* 2008, 1338). Bereits die Bereitschaft, psychosoziale Hilfe in Anspruch zu nehmen, ist daher stark geschlechtsspezifisch stratifiziert. Der Mainstream der Psychotherapieforschung und -praxis in den deutschsprachigen Ländern blieb davon jedoch lange unberührt. Feministische Therapie- und Beratungsansätze widmeten sich als erste der bewussten Anerkennung und Berücksichtigung der Ungleichheit der Geschlechter. Erst langsam wird auch begonnen, das Phänomen Geschlecht in den einzelnen Therapie- und Beratungsrichtungen durchzudeklinieren. Umso verdienstvoller ist es, mit welcher Leidenschaft sich *Brigitte Schigl* dieser anspruchsvollen Aufgabe im Bereich der Integrativen Therapie und darüber hinaus widmet. Sie bietet damit auf theoretischer wie praktischer Ebene nicht nur einen differenzierten Einblick in den Status quo, sondern entwickelt auch innovative Zugänge für eine genderkompetente psychotherapeutische Praxis.

#### **Autorin**

Dr. *Brigitte Schigl* ist Psychologin und Psychotherapeutin für Integrative Gestalttherapie und Integrative Therapie, verfügt über eine Weiterbildung in frauenspezifischer Psychotherapie sowie über eine Ausbildung in Psychotraumatologie (EMDR) und Akut- bzw. Notfallpsychologie. Sie arbeitet beratend wie auch psychotherapeutisch mit KlientInnen und PatientInnen, bietet jedoch auch Therapiegruppen, Seminare, Beratung und Fortbildungen sowie Supervision und Coaching an. Zudem ist sie als Lektorin an der Universität Graz sowie lehrend und forschend am Department für Psychotherapie und Biopsychosoziale Gesundheit der Donau-Universität Krems

tätig. Dort leitet sie auch den Universitätslehrgang Supervision und Coaching und wirkt als Lehrtherapeutin am Fachspezifikum Integrative Therapie mit.

### **Aufbau und Inhalt**

Geschlechtsidentität kann heutzutage nicht mehr als etwas Eindeutiges, Geradliniges und Widerspruchsfreies begriffen werden, ist jedoch in allen Bereichen des Lebensalltages und seinen dort stattfindenden Interaktionen als strukturierende Kategorie präsent. Als Hintergrundfolie, auf der Genderphänomene in der Psychotherapie betrachtet werden, wählt die Autorin im vorliegenden Buch die Integrative Therapie. Entlang des Ordnungsschemas des dieser Ausrichtung zugrunde liegenden „Tree of Science“ (Petzold 2003) werden auf drei verschiedenen Theorieabstraktionsebenen metatheoretisch, realexplicativ und praxeologisch die zentralen Aspekte rund um das Thema Gender zusammengetragen und geordnet. Die Autorin begreift dabei konsequent Konstitutionsprozesse von Geschlecht als individuelle Entwicklungs- und Aneignungsprozesse, die sich in steter Wechselwirkung mit strukturellen Prozessen auf sozialer, ökonomischer und gesellschaftlicher Ebene befinden und sich in kollektiven Annahmen über Männlichkeit und Weiblichkeit spiegeln (S. 29; vgl. auch Frey Steffen 2006).

Diese konsequente Sichtweise setzt sich in einer ebenso konsequenten Perspektive auf Psychotherapien und psychotherapeutische Prozesse als Interaktionsgeschehen fort. TherapeutInnen zu vermitteln, dass die Kategorie Geschlecht dabei eine wesentliche Rolle spielt, gehört zu den ausdrücklichen Zielen des Buches. Vor allem aber macht die Autorin die Ergebnisse und Theorien zur Bedeutung des Themas Gender in der Psychotherapie aus der feministischen Theoriebildung und dem Genderdiskurs für die PsychotherapeutInnen zugänglich und bereitet sie in Form konkreter Hinweise für die dortige Praxis auf.

Als Herzstück ihres Buches entwickelt sie entlang dieser Zielsetzung nach einem sorgfältigen Überblick über metatheoretische und therapietheoretische Abhandlungen zum Thema Gender unter Einbezug eines beachtlichen Literaturspektrums gezielt Anregungen für die konkrete Praxis vor Ort. Unter dem Titel Differenz und Doing Gender in der Praxis dekliniert sie dabei die Bedeutung von Gender in Bezug auf die Beziehungsgestaltung, die Diagnostik und den Heilungserfolg, die Dynamik im psychotherapeutischen Prozess und die Geschlechterkonstellationen durch. Als spezifische Themen, bei denen das Augenmerk besonders auf Genderaspekte gelegt werden sollte, nennt sie u.a. Sexualität, Körper- und Leibaspekte, Machtkonstellationen, risikoreiches Verhalten und Selbstverletzungen sowie Problemkonstellationen entlang der Arbeitsteilung und der gesellschaftlich vermittelten Geschlechterstruktur. Sie fundiert ihre Ausführungen im darauf folgenden Kapitel mit zahlreichen Ergebnissen aus der Gender- und Psychotherapieforschung.

Im letzten Kapitel bündelt die Autorin die bisher vorgestellten Erkenntnisse im Sinne

pragmatischer Techniken und Vorgehensweisen im Umgang mit dem Phänomen Gender in der Psychotherapie und entwickelt eine Reihe von Hinweisen zur Gestaltung einer genderkompetenten und -sensiblen Praxis. Mit der zuvor getroffenen Unterscheidung in geschlechtsspezifische Praxis, gendersensible und geschlechtsreflektierende Praxis sowie genderkompetente Praxis (S. 92) bietet die Autorin dort das Werkzeug für eine anspruchsvolle Umsetzung aller bis dahin entfalteten Gedanken. Von allgemeineren Überlegungen bis hin zu einem Katalog, in dem Punkt für Punkt der Aufmerksamkeitsfokus auf die verschiedenen Prozessphasen und Situationen der Therapie in Bezug auf das Thema Gender geworfen werden kann, entfaltet sich eine breite Palette. „Gender matters“ (S. 106) bei der Wahl der TherapeutInnen, im Erstkontakt, bei der Diagnostik, bei den Zielvereinbarungen, bei der Auswahl der jeweiligen Arbeitsmodi und der gesamten Beziehungsgestaltung. Daran kommt man bei der Lektüre des vorliegenden Buches nicht vorbei.

### Diskussion

Die Autorin reflektiert das Verhältnis von Gender und Psychotherapie sehr differenziert und vielschichtig und verarbeitet dabei ein beachtliches Spektrum an Literatur. So reflektiert sie die Paradigmen von Differenz und Gleichheit in der feministischen Theorie im Hinblick auf ihre Gleichzeitigkeit und Ergänzungsdimensionen – je nach Wahl des spezifischen Betrachtungswinkels (vgl. auch *Gildemeister & Robert* 2008) –, verfolgt den Interaktionsbegriff zurück bis *Berger* und *Luckmann* (1969) und liefert eine sorgfältige Rezeption des Doing-Gender-Modells (S. 34) von *West* und *Zimmermann* (1987), um nur einige Beispiele zu nennen. Auch der Diversitätsdiskurs, die Einbettung in aktuelle Diskurse zur Bedeutung der Intersektionalität und die Bedeutung der Gefahr der Reifikation der Geschlechterdimension durch Forschungs- und Praxisaktivitäten kommen nicht zu kurz. Dass man dabei einige bedeutsame Namen wie *Rommelspacher* und *Maihofer* vermissen kann, erweist sich bei dem Pensum an verarbeiteter Literatur als randständig.

Mit dieser differenzierten Rezeption verlässt die Autorin den „Boden von Schuldzuschreibungen, wie sie in den Anfängen feministischer Forschungen erfolgten“ (S. 43; vgl. auch *Thürmer-Rohr* 2004) und bietet einen authentischen Einblick in die Entwicklung der feministischen Psychotherapie und Beratung (S. 85 ff.). Abschließend (S. 189 ff.) stellt sie vier grundlegende Forderungen: (1) den bisherigen Kenntnisstand durch differenzierte Forschung ausweiten, (2) Therapietheorie ‚gndern‘, (3) TherapeutInnen und BeraterInnen genderkompetenter machen und (4) Metareflexion. Bei aller Vielfalt geht der Bezug auf die Bedeutung der psychotherapeutischen Interaktion und auf das Beziehungsgefüge, auf den Korrespondenzprozess zwischen PatientIn und PsychotherapeutIn nie verloren. Heilungserfolg kann als „Modifikation des impliziten Beziehungswissens und -verhaltens der PatientInnen verstanden werden“ (S. 75), so die Autorin. Der starke Bezug auf die Integrative Therapie ist an

dieser Stelle und auch durchgängig sichtbar und spürbar und hätte eventuell im Titel des Buches deutlicher werden können, da er ja neben der Fokussierung auf eine bestimmte Zielgruppe auch eine besondere Qualität der Reflexion in sich birgt. Dass die anderen Grundorientierungen der Psychotherapie daher nicht auch noch in dem umfassenden Werk abgehandelt werden, verstünde sich dann auch besser von selbst.

### Fazit

Geschlecht stellt im psychotherapeutischen Geschehen „eine Strukturvariable“ (S. 78) dar. Die Allgemeingültigkeit der zugrunde liegenden Theorien, Praxeologien und Erklärungsmodelle immer wieder infrage zu stellen und damit eine Hinterfragung der alltäglichen Praxis zu ermöglichen, eröffnet stetig neue Perspektivwechsel, die „den Standort des Therapeuten als eines neutralen, objektiven hinterfragen“ (Rommelspacher & Wachendorfer 2008, 1344). Der Autorin gelingt dieses Experiment in Bezug auf die Psychotherapie äußerst vielgestaltig und umfassend. Es ist zwar unvermeidlich, dass wir immer aus „einer Position kultureller Verortung heraus auf die kulturelle Zugehörigkeit des jeweils anderen“ reagieren (*ibid.*, 1347), man kann es aber zur Aufgabe machen, dies stets aufmerksam zu hinterfragen und zu reflektieren. Dazu bietet das Buch an fast jeder Stelle Möglichkeiten. „Gelungene Therapie weist über entscheidende Stereotypschienen hinaus“ (S. 176) – im Sinne eines Einlassens auf „plurale Identitäten“ (Perko 2007; ursprünglich Arendt 2002).

### Literatur

- Arendt Hannah (2002): Denktagebuch 1950-1973. 2 Bände. München: Piper.
- Berger Peter L. & Luckmann Thomas (1969): Die gesellschaftliche Konstruktion der Wirklichkeit. Eine Theorie der Wissenssoziologie. Frankfurt: Fischer. (Amerikanisches Original erschienen 1966).
- Frey Steffen Therese (2006): Gender. Leipzig: Reclam.
- Gildemeister Regine & Robert Günther (2008): Geschlechterdifferenzierungen in lebenszeitlicher Perspektive: Interaktion – Institution – Biographie. Wiesbaden: Verlag für Sozialwissenschaften.
- Perko Gudrun (2007): Queer-Theorien: Dekonstruktion von Identitätspolitik und das Modell der Pluralität. *Philosophie der Psychologie - e-journal*, März 2007. Verfügbar unter: <http://www.jp.philo.at/texte/PerkoG1.pdf> [19.08.2011].
- Petzold Hilarion G. (2003): Integrative Therapie. 3 Bände. Paderborn: Junfermann.
- Rommelspacher Birgit (2002): Verschleierte Unterschiede. *taz*, 08.03.2002, S. 20.
- Rommelspacher Birgit & Wachendorfer Ursula (2008): Interkulturelle Therapie. In: Matthias Hermer & Bernd Röhrle (Hg.), Handbuch der therapeutischen Beziehung. Band 2: Spezieller Teil (S. 1337-1360). Tübingen: dgvt.
- Thürmer-Rohr Christa (2004): Mittäterschaft von Frauen: Die Komplizenschaft mit der Unterdrückung. In: Ruth Becker & Beate Kortendiek (Hg.), Handbuch Frauen- und Geschlechterforschung. Theorie, Methoden, Empirie (S. 85-90). Wiesbaden: VS.
- West Candace & Zimmermann Don H. (1987): Doing Gender. *Gender & Society*, 1(1), 125-151.

Prof. Dr. Silke Birgitta Gableitner

**Gernot Hahn, Michael Stiels–Glenn (Hg.) (2010): „Ambulante Täterarbeit – Intervention, Risikokontrolle und Prävention“**

Köln: Psychiatrie Verlag, 400 Seiten

Den beiden Herausgebern dieses Buches, *Gernot Hahn* und *Michael Stiels-Glenn*, ist mit ihren Mitautoren und Mitautorinnen eine differenzierte und differenzierende Darstellung zur ambulanten Täterarbeit in Deutschland gelungen. Die Vielfalt und *Mehrperspektivität* der unterschiedlichen Kapitel in diesem Buch hängen auch damit zusammen, dass die Täterarbeit aus der Sicht unterschiedlicher Professionen betrachtet wird und dementsprechend die Komplexität des Feldes dem Leser/der Leserin sehr deutlich vermittelt wird.

Kritisch anzumerken ist, dass die „Männerberatung“ und die „Kinderschutzarbeit“ in dem Buch komplett fehlen, zwei Arbeitsfelder, die auch in Deutschland existieren und meines Wissens in der Entwicklung zu diversen Arbeitskonzepten mit Tätern einiges beizutragen hätten.

Das einführende Kapitel der beiden Herausgeber zu einem umfassenden *Störungsverständnis* in der Arbeit mit Tätern, spiegelt meines Erachtens die integrativ therapeutische Grundhaltung wider, die in diesem Buch wie ein roter Faden immer wieder spürbar wird. D.h. das Recht des Täters auch auf eine fundierte psychotherapeutische Beziehung und Behandlung, die auf dem neuesten Stand der Forschung sein sollte und demnach beispielsweise neurowissenschaftliche Befunde, sowie auch traumatheoretische Behandlungsansätze integriert.

Meiner Erfahrung nach ist die Gefahr sehr groß, dass die Täterarbeit und deren Bedeutung für den Opferschutz aufgrund gesellschaftlicher Stigmatisierungsprozesse dieser Zielgruppe in ihrer fachlichen Entwicklung stagniert. Die medial inszenierte Täter-Opfer-Dynamik trägt das ihre dazu bei: Täterarbeit wird in diesem Fall ausschließlich zu einer Kontrollmaßnahme reduziert. Aus fachlicher Sicht ist dies sehr bedenklich, dieses Handbuch macht mir jedoch wieder etwas Hoffnung, den psychotherapeutischen Diskurs gerade in der ambulanten Täterarbeit wieder stärken zu können.

Auch der Beitrag „*Zum Umgang mit Rückfällen in der ambulanten Psychotherapie mit Sexualstraftätern*“ von *Stiels-Glenn* hat mich inhaltlich sehr überzeugt und zum Weiterdenken angeregt. In dem Abschnitt „Übergänge“ werden in fünf Einzelbeiträgen der Übergang zwischen Haft und Entlassung thematisiert. Die „forensische Nachsorge“, die seit 2007 in Deutschland in einem Bundesgesetz verankert ist, wird in diesen Beiträgen aus unterschiedlichen Blickwinkeln betrachtet. Aus fachlicher Sicht hat mich der Beitrag von *Knapheide* angesprochen, in dem die „*Behandlung intelligenzgeminderter und entwicklungsverzögerter Patientinnen und Patienten*“ erörtert wird: eine vernachlässigte Thematik in der Täterarbeit.

Im nächsten Abschnitt „Ambulante Hilfen“ werden in drei Einzelbeiträgen unterschiedliche Angebote der ambulanten Täterarbeit dargestellt. In dem darauf folgenden Kapitel über „Tätergruppen“ finden sich wieder sehr fundierte Beiträge, die mich inhaltlich sehr angesprochen haben. Allen voran der Beitrag von *Munding*, „*Tatort Internet: im Spannungsfeld von Justiz und Tätertherapie*“: diese Thematik bedarf meines Erachtens unter Fachleuten einer besonderen Auseinandersetzung, da ich hier eine zahlenmäßige Zunahme erkenne, vor allem unter Burschen und Männern, die meines Erachtens ein Anlass zur „Sorge“ ist.

Im letzten Abschnitt des Buches haben sich die Herausgeber für die „Primärprävention“ entschieden. Der Beitrag „*Präventive Behandlung nicht justizbekannter Männer mit pädophiler Präferenzstörung*“ der Berliner Charité zeigt eindrücklich auf, wie fundiert und vielfältig die ambulante Arbeit mit Menschen sein kann, die eine pädophile Neigung in sich spüren und verantwortungsvoll damit umgehen möchten.

Im Abschlusskapitel „*Diskussion und Ausblick*“ runden die beiden Herausgeber das Fachbuch sorgfältig ab.

Ich für mich habe das Buch inhaltlich als große Bereicherung erlebt. Ich wünsche dem Buch noch viele neugierige und interessierte Leser und Leserinnen, die sich mit dem Thema „ambulante Täterarbeit“ auseinandersetzen wollen.

*Mag. Martin Schölzhorn*  
office@schoelzhorn-praxis.at

**Sigmund Freud, Martha Bernays (2011): Die Brautbriefe 1882 –1886. Band 1: Sei mein, wie ich mir’s denke. Herausgegeben von Gerhard Fichtner, Ilse Grubrich-Simitis und Albrecht Hirschmüller.**

Frankfurt am Main: S. Fischer. 625 Seiten.

Um das *Freud*-Jahr 2006 herum, es jährte sich damals *Freuds* Geburtstag zum 150. Mal, erfolgte eine Reihe von *Freud*-Korrespondenz-Editionen, die seine Briefe an Familienmitglieder enthalten, so die Briefe an die Kinder „Unterdeß halten wir zusammen“, den Briefwechsel mit seiner Schwägerin *Minna Bernays*, oder die Reisebriefe „Unser Herz zeigt nach dem Süden“. Heute liegt nun der erste Band der „Brautbriefe“ vor, *Freuds* Briefwechsel mit seiner Braut *Martha Bernays*, die damals in Hamburg Wandsbek lebte, und mit ihr *Freud* bis zur Heirat 1886 vier Jahre lang verlobt war.

Die Brautbriefe bilden ein umfangreiches und anspruchsvolles editorisches Projekt. Sie sind auf fünf Bände projektiert. Die ausgezeichnete, Hintergründe erhellende Einleitung der Brautbriefe verfasste *Ilse Grubrich-Simitis*.

*Sigmund Freud* war bekanntlich ein passionierter Briefeschreiber. Sein immenses Briefvolumen ist im Kontext seines großen Geltungs- und Mitteilungsbedürfnisses, seiner unglaublichen Arbeitsdisziplin und nicht zuletzt seines außerordentlichen Fleißes zu verstehen. Er verbrachte jeden Abend mehrere Stunden mit Briefeschreiben.

Die Edition der Brautbriefe fügt sich in den aktuellen Trend, *Freud* jenseits der Ikonographie als einen Menschen darzustellen. *Freud* hatte bekanntlich zeitlebens versucht, nur ein bestimmtes Bild von sich der Öffentlichkeit zu vermitteln. Er wollte Kontrolle über das behalten, was über ihn an die Öffentlichkeit dringen könnte.

So schrieb er nicht ohne sichtliche Freude an seine Braut, dass seine „zum Unglück geborenen“ Biographen sich plagen sollen. *Freud* wollte es ihnen nicht zu leicht machen. „Jeder soll mit seinen Ansichten über die Entwicklung des Helden recht behalten, ich freue mich schon, wie sie sich irren werden“ (zit. nach *Appell* 1986).

Seine Diskretion, sein Stil der Zensur von potentiell Unliebsamem und Gefährlichem wurde von seinen Erben und Nachlassverwaltern konsequent fortgesetzt. In dieser Angelegenheit ist insbesondere das Wirken seiner jüngsten Tochter und Statthalterin *Anna Freud* zu würdigen, aber auch das des *Freud*-Archiv-Verwalters *Kurt Eissler*. Ging doch ein Großteil von deren später Sorge und Bemühung dahin, zu verhindern, dass unliebsame Dokumente aus dem Nachlass veröffentlicht würden. Sie fürchteten, die Dokumente könnten benutzt werden, den Ruf *Freuds* herabzusetzen. Die Hagiographie der organisierten Psychoanalyse, allen voran der von der Familie mit der Denkmalserrichtung beauftragte Biograph *Ernest Jones*, hatte ein geradezu heroisches, jedenfalls verehrungswürdiges, aber letztlich undurchsichtiges und auch nicht immer wahrheitsgetreues Bild von *Freud* gezeichnet (*Schuch* 2009).

Der Briefwechsel gibt Einblick in die Verhältnisse, in denen sich junge Leute des jüdischen Bürgertums im 19. Jahrhundert begegnen und paaren konnten. Im speziellen Fall trafen zwei Menschen aufeinander und verliebten sich ineinander, die jüdischen Familien (*Dührssen* 1994) entstammten, wie sie unterschiedlicher kaum sein konnten. *Martha Bernays* entstammte einer arrivierten, wohlhabenden Hamburger Familie von eher großbürgerlichem Zuschnitt. Ihr Großvater war ein bekannter Rabbi. Entsprechend spielte die Religion eine gewisse Rolle. In dieser Familie wurde auf Bildung geachtet. Sie sprachen im Hochdeutschen miteinander. *Sigmund Freud* entstammte hingegen einer verarmten ostjüdischen Händlerfamilie, die nach Wien gezogen war. Seine Familie hatte das kulturelle Milieu des Ostjüdischen wohl nie ganz verlassen. *Freuds* Mutter soll nur des Jiddischen mächtig gewesen sein. *Sigmund* wuchs in beengten Verhältnissen auf. Geldnot gestaltete den Alltag. Die Erfahrung des Wiener Antisemitismus kam als weitere prägende Erfahrung hinzu. Diese kulturellen und ökonomischen Differenzen mögen jenseits des Klischees von der bösen Schwiegermutter eine Rolle dabei gespielt haben, dass *Marthas* Mutter der Verbindung skeptisch bis ablehnend gegenüberstand.

Die Beziehung zwischen *Sigmund Freud* und *Martha Bernays* hatte 1882 mit dem Austausch eines „Viel-Liebchen“, einer doppelkernigen Mandel, einem verstohlenen Händedruck unter der Tischdecke und einem Strauß Rosen begonnen: „Die himmlischen Rosen, die Sie mir heut geschickt, stehen vor mir und duften und sagen mir so'nen lieben Gruß von Ihnen – von meinem neugewonnenen ersten Freund“ schrieb *Martha* voller Begeisterung.

In den Brautbriefen zeigte sich *Freud* seiner Liebsten in blumiger Sprache werblich zugetan. Er richtete seine Briefe u.a. an sein „süßes Mädchen“ (398), „Du süßes Engelmädchen“ (366), „mein schönes Mädchen“ (268), an sein „geliebtes Mädchen“ (429) und sein „teures Prinzeßchen“ (428): „Wie schön du bist und lieb und teuer“. Sie war dagegen gut hanseatisch etwas kühler: „Mein geliebter Gestrenger“ (399) und doch auch „Liebster“ (372), „Mein geliebter, süßer Freund“ (373) und „Mein geliebter, kleiner schwarzer Mann“ (425).

*Freud* ließ *Martha* auch an seinen Nöten, insbesondere seinen Bemühungen, eine auskömmliche Anstellung zu finden, teilhaben. Was für ihn damals als Jude keineswegs einfach war. „Sei nicht böse, (...) wenn ich dich in die krausen Wege und Verhältnisse einführe, auf die ich in meinem Kampf ums Dasein geraten bin“ (366). Er hatte als Jude auch Differenz zu notieren „Unheimlich, so einen Mann zu sehen, der viel über uns vermag, und über den wir gar nichts vermögen. Nein, der Mann ist keiner unserer Rasse. Ein germanischer Waldmensch“ (367).

Beeindruckend, mit welchem Nachdruck er um seinen Anspruch auf *Martha* kämpfte. „Ich verlange von dir, daß Du gegen mich offen und vertraulich bist und die Feigheit in allen Dingen, wo es irgendetwas Unangenehmes zu ertragen gibt, aufgibst...“ (476); „daß Du mein bist, erkenne ich daran, daß Du meine Anschauungen und

Handlungsweise wenigstens im Großen und Ganzen zu den Deinen machst. Kannst Du leugnen, Geliebte, daß Du es bisher nicht getan hast, daß alle unsere Zwistigkeiten durch eine Reihe von Unentschiedenheiten und kleinen Feigheiten und Verheimlichungen entstanden sind?“ (476). „Du findest leicht Männer nach dem Herzen von Mama, die schmeicheln ohne zu fordern; ich bin zu entmutigt, je wieder eine Freundschaft bei einem Weibe zu suchen. Schreibe mir also lieber ruhig, ob Du zugestehst, daß Du da unrecht hattest, ob Du glaubst und versprichst, so sein zu können, wie ich verlange, und laß mich in Deinem Briefe den Beweis davon sehen, denn gegen bloße Versprechen bin ich mißtrauisch geworden.“ (476). *Sigmund* hält sich für berechtigt, zu verlangen, dass sich *Martha* von ihren Verwandten löst. Er baut gehörigen Druck auf: „Wir brechen, sage ich, nach einer unbefriedigenden Antwort Deinerseits den Verkehr ab, weil wir uns aufreiben.“ (477).

Die Briefe an seine Braut, wie überhaupt seine Briefe an Familienmitglieder, zeigen noch einmal ein anderes Bild des Mannes, der die Psychoanalyse begründet hat. Nicht also den, der sich nach außen so verschlossen gab und lieber einen schlechten Eindruck hinterließ, als sich zu zeigen – wie einst der Biograph *Ludwig Marcuse* (1972) geschrieben hatte. Sie enthalten jedoch nichts gänzlich Unbekanntes oder wirklich Neues oder auch nur Überraschendes. Für historisch Interessierte und nach ihren Quellen suchende Psychoanalytiker mag die Briefedition von Interesse sein. Für nur Neugierige ist sie im Ganzen zu langweilig.

## Literatur

- Appell Rainer* (1986): Was bisher unterschlagen wurde. *Frankfurter Allgemeine Zeitung* Nr. 268, vom 18. November 1986.
- Dührssen Annemarie* (1994): Die Freuds und die Bernays. Zwei jüdische Familien. *Zeitschrift für Psychosomatische Medizin und Psychoanalyse*. 40, 1, 3–10.
- Marcuse Ludwig* (1972): Sigmund Freud. Sein Bild vom Menschen. Zürich: Diogenes.
- Schuch Hans Waldemar* (2009): Freud aus Sicht der Integrativen Therapie. Einige Bemerkungen zu Person und Werk von Sigmund Freud (1856 – 1939) aus Anlass seines 150. Geburtstages. In: *Anton Leitner, Hilarion G. Petzold* (Hg.)(2009): Sigmund Freud heute. Der Vater der Psychoanalyse im Blick der Wissenschaft und der psychotherapeutischen Schulen. Wien: Krammer, 399-429.

*Prof. Dr. Hans Waldemar Schuch*

**Anton Leitner, Hilarion G. Petzold (Hg.) (2009): Sigmund Freud heute. Der Vater der Psychoanalyse im Blick der Wissenschaft und der psychotherapeutischen Schulen.** Wien: Krammer Verlag, 700 Seiten

Es ist vielleicht ein Wagnis, so kurz nach dem *Freud*-Jahr einen voluminösen Band zur Stellung von „Sigmund Freud heute“ vorzulegen. Wenn es das Ziel war, den vielen Huldigungen und Verklärungen eine nüchterne Bilanzierung entgegenzustellen, dann ist dies grandios gelungen. In jedem Fall wird der Band einen neuen Standard hinsichtlich der kritischen Auseinandersetzung mit dem Erfinder der Psychoanalyse setzen. Eine solide Kenntnis der wichtigsten Annahmen *Freuds* wird dabei freilich vorausgesetzt; am meisten profitieren werden vermutlich Personen, die im therapeutischen oder psychiatrischen Bereich arbeiten und sich abseits gängiger *Freud*-Klischees über den aktuellen Stellenwert seiner Theorie informieren wollen.

Die Herausgeber - beide sind „Integrative Therapeuten“ - des interdisziplinär angelegten Bandes betonen mehrfach, dass es Ziel gewesen sei, „Freud gerecht zu werden“ und gleichzeitig „weiterführende Kritik“ (S. 37) an seiner Theorie und der Psychoanalyse insgesamt zu üben. Dass dies von Interesse für das gesamte Spektrum der Therapieverfahren ist, zeige sich an den „großen Heilserwartungen“ und „Heilungsversprechungen“, die *Freud* als erster im Hinblick auf Psychotherapie geweckt hatte (S. 15). An diesem Erbe zeigt sich, dass es letztlich gar nicht um *Freud*, sondern um das Psychotherapiewesen insgesamt geht, „um die Verbesserung von Wegen, Menschen in humaner und respektvoller Weise bei vitalen Problemen, Krankheiten und Leiden zu helfen“ (S. 8); und dass dies die Einbindung der Psychoanalyse in den disziplinen- und schulenübergreifenden wissenschaftlichen Diskurs erfordert.

Dass man sich bei fast allen Beiträgen auf eine faire Auseinandersetzung eingelassen hat, spricht für die Auswahl der AutorInnen, die das Spektrum der wissenschaftlichen (und philosophischen) sowie der therapeutischen Sichtweisen auf *Freud* gut abdecken. Es ist allerdings auch unübersehbar, dass die kritischen Töne bei weitem überwiegen und der/die LeserIn es mit einer sachlichen, aber dadurch umso konsequenteren Abrechnung mit *Freud* (und der orthodoxen Psychoanalyse) zu tun hat.

Der erste Teil versammelt unter dem Titel *Perspektiven der Wissenschaften* neun Beiträge, in denen die Haltbarkeit von *Freuds* Theorien auf den Prüfstand gestellt wird. Gleich die ersten Beiträge stellen trotz unterschiedlicher Zugänge fast schon vernichtende Zeugnisse aus. *Frank J. Sulloway*, bekannt durch sein *Freud*-Buch aus dem Jahr 1979, erläutert in einem Interview, warum seine kritische Haltung sich seither weiter verschärft hat. Er macht dies insbesondere an der mangelnden Anerkennung der Vorarbeiten von *Wilhelm Fließ* und an der Hagiographie der *Freudschen* „Eigenanalyse“ fest, die er für „eine der größten Legenden in der Geschichte der Wissenschaft“ hält (S. 58). Sein Urteil, die Psychoanalyse sei

„Pseudowissenschaft“ (S. 69) und erfülle die Funktion einer Religion (S. 72), bereitet dem Angriff *Adolf Grünbaums* das Feld. *Grünbaum* hat sich seit den 80er-Jahren in zahlreichen wissenschaftstheoretischen Arbeiten mit den Grundthesen der Psychoanalyse auseinandergesetzt und gilt als einer ihrer profundesten Kritiker. Im vorliegenden Beitrag deckt er drei „Trugschlüsse“ auf, die allesamt die Fundamente der Psychoanalyse betreffen: erstens die Herleitung der Verdrängungshypothese in den 1890er-Jahren, die letztlich „keine Grundlage“ habe (S. 88); zweitens die „erkenntnistheoretischen Schwächen“ der freien Assoziation, die sich insbesondere bei der fragwürdigen Untermauerung der Wunscherfüllungshypothese in der *Traumdeutung* zeige (S. 89ff.); drittens die Annahme eines „dynamischen Unbewussten“, die *Grünbaum* im Seitenblick auf die kognitive Psychologie in Frage stellt (S. 100ff.). Dieser letzte Punkt bleibt etwas vage, und so passt es gut, dass auf seinen Beitrag die ebenfalls wissenschaftstheoretisch untermauerte Fundamentalkritik von *Felix Annerl* folgt. Dies ist sicherlich einer der schwierigsten Beiträge, was sich vielleicht schon daraus erhellt, dass hier das (*philosophisch*-)analytische Denken gegen ein Denken in Stellung gebracht wird, das ebenfalls (*psycho*-)analytisch genannt wird. *Annerl* intendiert dabei nichts Geringeres als die Ersetzung des „Unbewussten“ durch ein „differenziertes System der Handlungs- und Situationsarten“ (S. 145). Der unreflektierten Teleologie, die *Freud* in das Unbewusste hineinprojiziert habe, soll weniger Speklatives entgegengesetzt werden - diesseits von „Homunkulus“-Phantasmen (vgl. auch den Beitrag von *Sponsel*, S. 179).

Wer nach dieser massiven Infragestellung des wissenschaftlichen Werts der Psychoanalyse noch immer an ihr festhalten will, wird dies durch die weiteren Beiträge erschwert sehen. Von Seiten praktizierender Therapeuten (*Sponsel*, *Van Rillaer*, *Petzold/Orth-Petzold*) wird die wissenschaftstheoretisch untermauerte Kritik zum Einen wiederholt (etwa der Hinweis auf die mangelnde empirische Überprüfung der psychoanalytischen Postulate) und zum Anderen (durch genaue Kenntnis der *Freudschen* Theorien und Praxeologien) noch erheblich vertieft. Besonders lesenswert ist der Beitrag von *Klaus Schlagmann*, der *Freuds* Literaturbetrachtungen nachgeht und bereits bei der Adaption der Ödipus-Sage eine „Fehldeutung“ attestiert (S. 230), wie überhaupt *Freud* bei seinen Interpretationen die „Verkehrung ins Gegenteil“ als konstantes Prinzip anwende - in besonders dreister Form bei der Interpretation von *Wilhelm Jensens* Novelle *Gradiva*, der sich *Schlagmann* ausführlich zuwendet.

Es finden sich nur zwei Beiträge, die der Psychoanalyse aus wissenschaftlicher Sicht ein positives Zeugnis ausstellen: (1.) *Robert Langnickel* und *Hans J. Markowitsch* sehen (im Anschluss u.a. an *Eric Kandel*) gute Anknüpfungspunkte an die Neurowissenschaften, insbesondere weil *Freud* selbst in den 1890er-Jahren eine solche Anbindung selbst gewünscht habe, aufgrund des „Mangels einer geeigneten Methode der damaligen Neurologie“ aber nicht habe umsetzen können (S. 167), sodass die Kooperation dieser beiden Bereiche von den Autoren als „die Realisierung einer bisherigen Utopie“

bezeichnet wird. (2.) *Volker Tschuschke* widerspricht in seinem Beitrag dem „Mythos“, die Psychoanalyse verschließe sich gegen die empirische Forschung (S. 307), tatsächlich habe die empirische Forschungskultur „bereits früh“ eingesetzt und die Wirksamkeitsforschung attestiere der Psychoanalyse signifikante Erfolge (S. 315f.). Gerade dieser Beitrag wird aber von den Herausgebern in der Einleitung relativiert, indem sie in Frage stellen, wieviel von diesem Erfolg der „traditionellen Psychoanalyse“ oder eher der „moderne[n], aktiv-erlebnisorientierte[n] Behandlungsmethodik auf psychodynamischer Grundlage“ zuzuschreiben sei (S. 40).

Hier zeigt sich deutlich eine unaufgelöste Spannung dieses Buches: nämlich *Freud* bzw. die Psychoanalyse interdisziplinär zu betrachten, dies aber auf der Basis der Theorie der Integrativen Therapie in Angriff zu nehmen. Zwar betonen die Herausgeber, dass sie sich „dem Thema nicht als Vertreter einer ‚Schule‘ nähern“ (S. 12), doch bleibt fraglich, wie dies gerade bei der traditionell äußerst kritischen Einstellung der Integrativen Therapie gegenüber *Freud* und der Psychoanalyse (auf die lange Tradition der Kritik wird immer wieder hingewiesen) gelingen soll - vor allem, wenn nur ansatzweise VertreterInnen der Psychoanalyse zu Wort kommen (von denen zudem keiner dem analytischen Mainstream angehört).

Der zweite Teil - *Perspektiven der Therapieschulen* - hat eher Nachschlagecharakter. Zwölf Therapierichtungen sind vertreten, die jeweils in knapper Weise ihr Verhältnis zu *Freud* bzw. zur *Freudianischen* Psychoanalyse erläutern. In manchen Fällen (Psychodrama, Systemische Familientherapie, Verhaltenstherapie) gibt es so gut wie keine Verbindungen; in anderen Fällen beginnt die eigene Geschichte mit der expliziten Loslösung von *Freud* (Individualpsychologie, Analytische Psychologie, Logotherapie). All das ist weitgehend bekannt, und die AutorInnen nutzen ihre Beiträge zumeist bloß zur Darstellung des eigenen Verfahrens. Allerdings ragen hier drei Beiträge heraus: (1.) Der psychoanalytische Dissident *Manfred Pohlen* thematisiert nicht nur die sonst ausgeblendete Machtfrage, sondern entwirft zudem eine mutige Suggestionstheorie, mit der er zu einer größeren Wahrhaftigkeit des psychoanalytischen Diskurses beitragen will. (2.) *Hilarion Petzold* stellt mit *Pierre Janet* einen von der orthodoxen Psychoanalyse verfeimten Ideengeber *Freuds* vor und versucht damit, einer therapiehistorischen Ungerechtigkeit entgegenzuwirken. (3.) *Hans Waldemar Schuch* ist die wohl informativste und ausgewogenste *Freud*-Darstellung im vorliegenden Band gelungen, wobei freilich auch er *Freud* ein „Scheitern“ attestiert und resümiert, dass die Integrative Therapie „kaum etwas mit *Freud* und seinem Werk im Guten direkt verbindet“ (S. 423).

Diese ablehnende Haltung wird in den überaus umfangreichen *Nachgedanken* von *Johanna Sieper*, *Ilse Orth* und *Hilarion G. Petzold*, den TheorievorreiterInnen der Integrativen Therapie, noch weiter vertieft. Zwar grenzt man sich von einseitig negativen *Freud*betrachtungen ab (etwa dem *Schwarzbuch Psychoanalyse*), doch an der Fundamentalkritik und der Negativbilanz ändert das nichts. Kritisiert wird

unter anderem der aggressive Hegemonialanspruch der Psychoanalyse (S. 585), die Manipulationen der Fallbeschreibungen *Freuds* (S. 592), die „unglaubliche Ausgrenzungspolitik“ gegenüber den übrigen Therapieverfahren (S. 601), der ethisch und rechtlich fragwürdige Anspruch auf die „Umstrukturierung der Persönlichkeit“ in der Analyse (S. 606), *Freuds* „paternalistischer Dominanzdiskurs“ (S. 607) und vieles mehr - die Liste ließe sich fast endlos fortsetzen. Die Würdigungen bleiben dagegen fast wirkungslos und sind eher dem Willen zu einer ausgewogenen, „gerechten“ Auseinandersetzung zu verdanken als einer konkreten inhaltlichen Anerkennung. Fast scheint es, als betrachte man die orthodoxe Psychoanalyse wie einen renitenten Jugendlichen, der sich bislang hartnäckig weigert, erwachsen zu werden - was heißen würde, die stolze Ablehnung anderer Verfahren aufzugeben und in einen gemeinschaftlichen therapiewissenschaftlichen Diskurs einzutreten. Genau dazu will man aber die Psychoanalyse bewegen. Was deren Orthodoxie zu diesem Erziehungsversuch sagt, bleibt unklar.

Der Band hinterlässt, damit einhergehend, noch einen anderen Eindruck: dass nämlich die Integrative Therapie die Position der erwachsenen Erzieherin beansprucht. Untermauern ließe sich dieser Anspruch anhand des „Integrationsparadigmas“, das zwar nicht nur von der Integrativen Therapie vertreten, bei ihr aber in konsequentester Weise durchgehalten wird. LeserInnen dieses Bandes werden sich daher unweigerlich mit dem Anspruch und dem Diskurs der Integrativen Therapie konfrontiert sehen, der sich damit gleich in mehreren Beiträgen ausgiebig (ein gutes Drittel des Buches ist von seinen VertreterInnen verfasst) selber darstellt. Dies könnte für LeserInnen, die damit rechnen, den psychoanalytischen Diskurs selbst im Buch wiederzufinden, ein Hindernis darstellen. Für alle, die auf der Höhe der (Therapie-)Wissenschaften denken und arbeiten wollen, wird der Band allerdings überaus wertvolle, vielleicht sogar unentbehrliche Einsichten bereitstellen.

*Dr. Bernd Bösel*